

Wassernot in Graubünden vor 200 Jahren

Autor(en): **Schmid-Gartmann, M.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **4 (1962)**

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-971701>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mein Schulkamerad Peter irgendwie mit ihm verwandt gewesen war. Bei ihm bekamen wir vor mehr als fünfzig Jahren sogenannten «Holder-Champagner», der aus einem Dutzend Holderblütendolden in gesottenem Wasser, mit Zucker und Zitronensaft vermischt, nach einigen Tagen an der Sonne entstanden war. Mit diesem köstlichen Eigengetränk konnten wir unsern ehrlichen Wanderdurst stillen. Von Fläsch aus beinelten wir dem Rhein entlang ums Ellhorn, wo die drei «Schwyzer-Ueli» auf liechtensteinischem Hoheitsgebiet schließlich wohlbehalten wieder die Rheinbrücke bei Trübbach erreichten. Diese meine erste Rundreise an der Auffahrt über die Luziensteig blieb mir unvergesslich.

Die Steigkirche St. Luzi war einst die Mutterkirche von Maienfeld, Fläsch und den umliegenden Weilern und Bergdörfern gewesen. Als im Jahre 1501 die Tochterkirche in Maienfeld zur Pfarrkirche erklärt wurde, verlor die alte Steigkirche ihre frühere Bedeutung. Von Maienfeld aus wurde nach der Einführung der Reformation dort nur noch an jedem zweiten Sonntag Gottesdienst gehalten, den namentlich die freien Walser ab Mutzen (jetzt Guscha), von Bofel, Rofels, Vatscherinaberg und der Alp Stürfis besuchten, da von altersher bei der St. Luzikirche ihr Friedhof, die sogenannte «Lichlegi», sich befand.

Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß vor und auch nach der Reformation jeweils am Auffahrtstag in der altherwürdigen Kirche der Walser auf der Steig ein Gottesdienst gefeiert wurde. Die Entstehung des anschließenden Volksfestes aber geht auf ein Fastenmandat zurück, das der uralte Landvogt Peter Jauch von Sargans am 24. Februar 1594 in seiner Landvogtei erließ.

Schon in den Jahren 1591 und 1592 wurde den Untertanen des Sarganserlandes — das die Gemeinden Flums, Mels und größtenteils auch Wartau umfaßte — das Tanzen verboten. Das Fastenmandat von 1593 verbot das Tanzen außer an Kirchweihen, Hochzeiten und an der Fasnacht bei 5 Gulden Buße. Seit der Unterdrückung



Kirche auf der Luzisteig.

der Reformation in den Gemeinden Flums und Mels wurden auch die standhaft gebliebenen reformierten Wartauer von gewissen Landvögten scharf im Zügel gehalten. Die freiheitliebenden Oberländer waren schwer zu bezähmen. Das Fastenmandat vom 24. Februar 1594 erneuerte die früheren Sittengesetze, bedrohte die Verweigerung der Ostersakramente — Beichte und Kommunion — mit 5 Gulden Buße und *verbot Spiel und Tanz bis zum Auffahrtstag*. Die Buße von 5 Gulden war sehr hart; denn damals wurde im Sarganserland ein Kuhli 20 Gulden, ein Fährli (Schwein) 10 Gulden amtlich geschätzt. (Ulrich Reich-Langhans: Beiträge zur Chronik der Bezirke Werdenberg und Sargans, Buchs 1921, S. 20, Auszug aus dem Copirbuch von Landschreiber Gallati in Sargans 1590—1598.)

Als trotzige Reaktion auf dieses landvögtliche Tanzverbot kam es nun, daß die eingeeengten Sarganserländer die Auffahrt lieber «ussert der Landschaft» feiern wollten und auf die Luziensteig zogen. Das Fahr am Schollberg brachte die Wartauer beim Trübenbach sicher über den Rhein. Seither wird alljährlich bei gutem Wetter am Auffahrtstag bis in die Nacht hinein auf der Luziensteig getanzt, und dieser Brauch, der mehr als 350 Jahre und viele Generationen überdauert hat, wird vermutlich auch in Zukunft bleiben.

(Franz Perret: 1100 Jahre Pfarrei Sargans 850—1950, Sarganserländische Buchdruckerei AG, Mels, 1950, S. 99; aus Stiftsarchiv Pfäfers zu St. Gallen: Stöckli: Antiquitates Fabarienses, Cod. 106a, fol. XX.)

Wassernot in Graubünden vor 200 Jahren

VON M. SCHMID-GARTMANN

Fällt irgendwo das Wort Hochwasser, so tauchen im Bewußtsein von uns Älteren sofort die beiden Jahreszahlen 1910 und 1927 auf, und vielleicht denken wir auch daran, daß uns die Großväter von gewaltigen Überschwemmungen erzählten, die Graubünden Anno 1868 heimgesucht hätten. Doch schon das vorangegangene Jahrhundert hatte, ebenfalls im siebenten Dezennium, seine Wasser-

nöte, und zwar die weitaus schlimmste im *Sommer 1762*. Ihren Höhepunkt erreichte die Katastrophe wohl an jenem Sonntag, der im alten Kalender als 30. Juni, im neuen aber als 11. Juli gezählt wurde.

Recht ausführlich berichtet wird über die damaligen Schreckenstage in den «Beiträgen zur Naturchronik der Schweiz, insbesondere der Rätischen Alpen» von Professor *Chr. G. Brüg-*

ger. Aus seinen Aufzeichnungen ergibt sich, daß nicht nur das nördliche Graubünden, sondern auch das Berner Oberland, die Kantone Uri und Glarus und das St. Galler Rheintal vom Unglück heimgesucht wurden. Der Rhein durchbrach unten bei Oberriet und Au seine Dämme, und man konnte von Sennwald bis Bregenz und Lindau 12 Stunden weit in einem Schiff fahren. Als das Wasser sich dann verlief, war der Boden mit Letten und allerlei toten Kleintieren bedeckt.

Bei uns in Graubünden dagegen haben die reißenden Fluten bedeutend mehr weggerissen als liegen lassen. Am meisten litt, wie übrigens auch im Jahre 1910, das Vorderprättigau. So wurden allein in Grüşch 22 Häuser und viele Ställe zerstört, ferner zwei Mühlen, die Wassersäge, die Rybi, die Walchi und die Wasserschmiede. Bei Schmitten mußte die kurz vorher erbaute kostbare und wehrhaft angelegte Brücke weichen, nachdem sie 50 Stunden lang standgehalten hatte und dabei mit Sand und Steinen bis an das Dach gefüllt worden war. Küblis wurde, wie unser Kulturhistoriker *J. A. v. Sprecher* berichtet, durch die Wasser- und Schuttmassen, die aus der Kapäler Rufe hervorbrachen, vom Untergang bedroht. Wie durch ein Wunder wandten sich diese aber plötzlich der Landquart zu, und das Dorf war gerettet.

In Davos hauste das sonst so friedlich dahinplätschernde Landwasser mit ungeahnter Wut. Die Wiesen zwischen Platz und Frauenkirch wurden in eine Sand- und Steinwüste verwandelt. Ständerat *Andreas Laely* berichtet anhand alter Privatchroniken ebenfalls von der «erschrecklichen und niemals erhörten Wassergüsi», die in Glaris vom Bockwaldji bis hinunter nach Ardüs auf beiden Seiten des Landwassers mehrere Heimwesen vollständig weggeschwemmt habe.

Das Wüten der Plessur schildert der Augenzeuge *Johann L. Cadenat*, der selber zu den arg Geschädigten gehörte, in einem kleinen, von Hand geschriebenen, aber gut lesbaren Büchlein sehr ausführlich. Dieses liegt heute in unserem Staatsarchiv. Auf

Cadenats Bericht stützt sich zur Hauptsache die folgende Darstellung, die vor einigen Jahren der von Lehrer *Domenic Cantieni* redigierte, bisher aber nicht im Druck erschienenen Churer Heimatkunde einverleibt wurde:

Ein Tag, den die damaligen Churer ihr Leben lang nie mehr vergaßen, war der 30. Juni des Jahres 1762, ein Sonntag. Drei Tage und drei Nächte vorher war ununterbrochen warmer Regen gefallen, der im Schanfigg jeden Wassergraben zu einem Bächlein und jedes Bächlein zu einem reißenden Wildbach werden ließ und den Schnee, der in den Bergen von Arosa und am Nordhang des Weißhorns noch lag, plötzlich zum Schmelzen brachte. Die Plessur schwoll an, zuerst langsam, dann immer rascher. Schon am Samstagabend trat sie an einigen Stellen über die Ufer. Die Bewohner der am Fluße gelegenen Häuser begannen, ihre Habe wegzuführen, um sie bei Bekannten im Innern der Stadt oder im Lürlibad in Sicherheit zu bringen. Während der ganzen Nacht hörte man das Rasseln der Wagen, das unheimliche Tosen des hochgehenden Flusses und die klagenden Töne der Sturmglocke. Am Sonntag in der Frühe waren alle Männer, versehen mit langen Seilen, Schaufeln, Sägen, Äxten und Flößhaken, an der Plessur. Viele wurden in den Wald unter St. Hilarien geschickt, um dort in aller Eile jüngere Tannen zu fällen. Diese schleppte man unter Einreißen der Zäune an den Fluß, legte sie den Ufern entlang hinein und versuchte, sie mit Steinen zu beschweren. Sie sollten verhindern, daß die Plessur immer mehr Boden wegriße und die Fundamente der benachbarten Häuser und die Brückenköpfe unterspüle. Alles war in einer gewaltigen Aufregung, und der Herr Pfarrer ließ die Hauptpredigt zu St. Martin ausfallen.

Das Sturmläuten hatte man auch in den Nachbardörfern gehört. Die Männer aus Zizers und Trimmis erschienen mit Werkzeugen und Seilen, und hinter ihnen folgten Fuhrwerke mit «Beuschen», d. h. jungen Tannen, und Reiswellen. Die Emser und Felsber-

ger berichteten, sie seien ebenfalls zur Hilfeleistung bereit, fragten aber die in Wassernot geratenen Churer noch an, wie es mit dem Lohn stünde und ob man ihnen außerdem einen gehörigen Trunk Wein zu geben bereit wäre. In der Stadt waren unterdessen sogar die Frauen zur Hilfeleistung aufgeboten worden.

Während man so in fieberhafter Eile die Ufer der Plessur zu schützen suchte, hatte sie hinten auf dem Sand plötzlich die notdürftig errichteten Dämme weggespült; sie riß den Mühlkanal ein, stürzte dann mit aller Wucht gegen den Felsen gegenüber dem heutigen Depot der Arosabahn und riß nachher einen Garten mit einigen großen Nußbäumen weg. Beim Churerhof stürzte der untere Teil eines Hauses in die hochgehenden Wogen. Auf dem Metzgerbrücklein standen gerade Lukas Stecher, der Werkmeister, und Noah Holderegger von Gais im Appenzellerland, wahrscheinlich ein junger Handwerksbursche. Dieser Noah entkam den Wassern aber nicht so glimpflich wie seinerzeit unser gleichnamiger Stammvater. Das Brücklein stürzte ein, Holderegger und der Werkmeister wurden weggeschwemmt und fanden den Tod. Dort, wo heute das Volkshaus steht, befand sich damals das Gasthaus «Steinbock». Auch dem erging es schlimm genug. Zwei Mauern des Kellers wurden durchbrochen, und das Hochwasser riß zwei volle Weinfäßlein ein Stück weit mit. Erst beim Aufräumen wurden sie dann gefunden.

Als der Regen endlich nachließ, konnte man den angerichteten Schaden überblicken. Sechs Häuser und einige Ställe waren ganz oder teilweise zerstört, eine ganze Reihe von Baumgärten war vollständig weggeschwemmt worden, und auch alle Brücken mit Ausnahme des Kettbrückleins hatten der Wucht des wilden Wassers weichen müssen. Über dieses wurde eine Zeitlang aller Verkehr geleitet. Die Fuhrleute waren sehr ungehalten über den großen Umweg, der ihnen dadurch erwuchs. Deshalb machte man sich so bald als möglich an den Wiederaufbau der Obertorerbrücke. Dazu lieferten der Bischof,

Tamins und Maladers unentgeltlich lange Tramen. Die Churer selber arbeiteten im Gemeinwerk. Lohn gab's keinen, sogar für das Essen mußte jeder selber sorgen.

Sehr schlimm sah es auch unterhalb des Kettbrückleins auf den flachen Wiesen aus. Die Plessur hatte nicht vermocht, die gewaltigen Schuttmassen, die «Materi», wie unser Chronist in seinem kleinen Büchlein schrieb, bis in den Rhein zu befördern, und noch während des ganzen Winters floß sie bald über die Großbrugger Wiesen hinunter und bald zur Dalpschen Hütte, die auf einem Felsen neben der heutigen Drescherei steht.

Natürlich besann man sich sofort nach dem Hochwasser, wie man ähnlichen Verheerungen vorbeugen könnte. Zuerst wurden zu beiden Seiten des Flusses Dämme aufgeworfen. Diese konnten aber nicht genügen, und daher beschlossen die Ratsherren, nachdem sie sich die Sache mehrmals angesehen hatten, im April 1763, es sei der Plessur gegen ihre Mündung hin ein gerader Weg zu verschaffen, sie durch einen Graben bis zuunterst in die Dalpschen Wiesen zu leiten und dann schräg in den Rhein zu führen. Der Kanal sollte von der Bündte an 6 Schuh tief und 40 Schuh breit werden. Mit dem Bau wurde am 14. Februar 1764 begonnen. Außer den Arbeitern, die in der Stadt wohnten, wurden auch solche aus Felsberg, Haldenstein, Tamins, Maladers und Tschierschen eingestellt. Die Felsberger schämten sich offenbar noch ein wenig, daß sie der Stadt anlässlich der Wassernot nicht sofort zu Hilfe geeilt waren. Daher beschlossen sie, beim Kanalbau mit 70 Mann einen Ehrentag zu leisten, also einen Tag lang ohne Bezahlung zu arbeiten. Am 1. April 1765 ergoß sich die Plessur dann zum erstenmal durch den Kanal, der ihr noch heute dient, in den Rhein.

Soweit die «Churer Heimatkunde». Beizufügen wäre vielleicht noch, daß zur teilweisen Deckung der Kosten, die der Bau und der Unterhalt des neuen Flußbettes verursachten, eine besondere Plessurkasse geschaffen wurde. Der Stadtrat verfügte u. a., daß jeder Bürger, der eine Frau aus einer

anderen Gemeinde heiratete, 40 Gulden in diese Kasse zu entrichten hätte, und wenn ein neuer Bürgermeister gewählt wurde, so bezahlte dieser 100 Gulden. Auffallen muß, daß sogar die Ortschaften Tirano und Trahona im Veltlin zu Beiträgen an die Korrektur der Plessur verhalten wurden.

Die Plessurverbauung war übrigens das erste großzügige Werk dieser Art in Graubünden. Sie hat sich in ihrer ganzen Anlage auch während der Hochwasserkatastrophen unseres Jahrhunderts bewährt. Wir verdanken sie der Einsicht, der Initiative und dem Opferwillen der alten Churer und ziehen vor ihnen den Hut.

An manche der Wassergeschädigten, z. B. solche in Klosters, Sils i. D. und Davos, scheint der Bundestag Beisteuern aus der Landeskasse bewilligt zu haben.

Heute sind die Wunden, die jene schwarzen Tage mitten im Jahre 1762 unserem Lande geschlagen haben, natürlich längst vernarbt. Heute helfen die Schuttmassen, die die erzürnte Plessur damals unten auf Großbruggen hat liegen lassen, im Gegenteil ein wenig mit, uns die neue Stadt zu bauen. Dort werden nämlich seit einiger Zeit große Mengen von Kies und Sand gewonnen und dann auf die Baustellen des Jahres 1962 geführt.

Val di Lei, einst und jetzt

VON BENEDIKT MANI

Wer noch vor einigen Jahren, als der Motor die Straße nicht ganz beherrschte, durch das wildromantische Aversertal hineinwanderte, machte unwillkürlich halbwegs zwischen Innerferrera und Campsut an dem Punkt halt, wo von Osten her der wilde Starlerabach in den Averserrhein stürzt und von Westen her der Reno di Lei in den Fluß mündet. Senkrecht steigen die Felsen in die Höhe, die Wasser tosen von drei Seiten, und eine kühne Brücke überspannt die enge Schlucht. Eine schaurig-schöne Szenerie, weshalb man versteht, wenn in alten Reiseberichten von der «grauenregenden Wildnis» die Rede ist. Aber damit nicht genug. Zu dem großartigen Landschaftsbild kommt noch ein geographisch-politisches Kuriosum; denn kaum hat man die Brücke überschritten, so hält eine Steintafel den Blick gefangen. Auf der einen Seite steht zu lesen «Schweiz — Graubünden», auf der anderen «Italia — Provincia di Sondrio». Die schweizerische Seite ist rot-weiß, die italienische rot-weiß-grün gestrichen. Man steht also vor einer regelrechten schweizerisch-italienischen Grenzmarke, die besagt, daß eine italienische Gebietszunge tief in

schweizerisches Territorium hineinragt.

Es ist das *italienische Val di Lei*, das geographisch zum Flußgebiet des Rheins, politisch aber zu Italien gehört, dessen äußerster, schmaler Zipfel bis an den Averserrhein herabreicht. Das lange Alpental, das parallel zum Val d'Emet und zum Averser Untertal oder Madris verläuft, wird im Osten vom Schiahorn, Schwarzseehorn, Pizzo d'Inferno, Cima di Sovrana und Cima di Lago, im Westen vom Piz Timun, Pizzo d'Emet, Pizzo Groppera begrenzt und im Süden durch den prächtigen Pizzo Stella abgeschlossen, von dem man an einem hellen Spätsommertag bis nach Mailand hinuntersieht. Von schweizerischer Seite war das Tal bis vor kurzem nur durch einen holperigen Fußweg durch das Val digl' Urs über die Alp Motta oder dann von Campsut über die Furka erreichbar. Der Zugang von italienischer Seite führte von Campodolcino im Val San Giacomo über den Passo di Angeloga (2400 m) oder von Chiavenna aus über den Passo di Lei (2650 m), der aber sehr steil ist und kaum anders als von Schmugglern begangen wird. Die Alpen, es sind oder waren deren 15, ge-